



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., K.: Das neue und das alte Leipzig. I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Den 2. September. Wie durch ein Wunder seit meinem Geburtstag in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt und nur den Wunsch, daß es halten möge. Eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige ohne Einfluß auf meinen Humor*). [Auch war das Wetter besonders herrlich.]

[Den 3. September halb 7 Uhr holte ich den Herzog ab, gingen nach Ettersburg, Knebel begleitete uns eine Strecke. Fanden sie oben leidlich vergnügt] und trieben unter uns, nachdem die Damen retirirt waren, viel Thorheiten.***) [Einfiedel sprach vernünftlg über Boden.]

[Den 4. September früh 7 Uhr weg geritten nach Weimar, fand im Garten manches Sonnabend-Geschäfte, auf die Kriegs-Commission, zu Corona gegessen. Nachmittags allein. Abends ums Weibich gelaufen. Dann halb 9 zu Schnauß, über die nächsten Politica. Der Besuch der schönen Gotter dauert noch immer fort, auch das reine Wetter.]

Den 6. September kriegt ich das Decret als Geheimderath.***) Der Wirbel der irdischen Dinge und allerlei anstoßende persönliche Gefühle griffen mich an. †)

Es ziemt sich nicht diese innere Bewegung aufzuschreiben.

[Bemerkung eines politischen Fehlers, den ich an mir habe, der auch schwer zu tilgen ist. ††)]

G. A. S. Burkhart.

Das neue und das alte Leipzig.

I.

Es gewährt immer ein bedeutendes Interesse, irgend einen der Mittelpunkte modernen Kulturlebens in verschiedenen Perioden und Phasen seiner Entwicklung zu beobachten und zu vergleichen, sei es, daß sein äußeres und inneres Wachsthum ein rasches und überraschendes war und daher sein Sonst zu seinem Jetzt einen frappanten Gegensatz bildet, sei es, daß in früherer wie

*) Bei Niemer II 96.

**) Bei Niemer II. 98. wo man dies schwer in der Verbindung auf den Ettersburger Aufenthalt beziehen kann.

***) Das Decret datirt vom 5. September 1779.

†) Bei Niemer II 96.

††) Hier bricht das Tagebuch vom Jahr 1779 ab.

in neuerer Zeit seine Physiognomie gleichermaßen Züge starker Expansivität und Productivität zeigt, nur je nach dem allgemeinen Geiste einer jeden dieser Perioden, dort andere als hier.

Leipzig hält zwischen diesen beiden Arten von Kulturcentren gewissermaßen die Mitte. Um Jahrhunderte zurück bekundet es in den verschiedensten Zeitaltern immer einen ziemlich hohen Grad von innerer Lebensfähigkeit, materieller und geistiger Triebkraft, obschon es andererseits wiederum zu den Städten gehört, welche die ausgiebige Entwicklung gerade des modernsten Kulturfortschritts mit am Besten zu verwerthen und dadurch gerade in jüngster Zeit zu hervorragender Bedeutung sich emporzuschwingen verstanden.

Zwar der Bevölkerung nach nur die siebente oder achte Stadt im deutschen Reiche, zählt Leipzig doch in mehr als einer Beziehung unter den ersten Pflanz- und Pflegstätten nationalen Lebens und nationaler Kultur. Seine Universität hat, was den Zudrang von Schülern betrifft, selbst die berühmte Hochschule der Reichshauptstadt überflügelt und steht ihr an Glanz und Fülle der lehrenden Kräfte zum mindesten nicht nach. Sein Handel, weniger eigengeartet und von weniger erd- und meerumspannenden Dimensionen, als der Hamburgs oder Bremens, bildet doch — Dank der alten und sich immer wieder verjüngenden Zugkraft seiner Messen, so wie der unermüdllich strebsamen, dabei soliden Rührigkeit seiner Bevölkerung — ein werthvolles Glied in dem großen Gesamtverkehr Deutschlands. Schon jetzt Sitz des obersten Handelsgerichts im Reiche, darf es kühn nach dem noch Höheren streben, auch Sitz der vereinten höchsten Gerichtsbarkeit des Reichs zu werden, weil es bereit und in der Lage ist, einen solchen edelsten Gewinn nicht mühelos zu empfangen, sondern durch Darbietung gewichtiger materieller und geistiger Gegenleistungen wenigstens einigermäßen zu verdienen. Und kaum eine ist von den mannigfaltigen Bewegungen und Gestaltungen unseres modernen Kulturlebens — auf wissenschaftlichem, wirthschaftlichem, socialem, humanitärem, commerciellem oder politischem Gebiete — die nicht entweder von Leipzig aus ihren Anfang genommen oder doch kräftige Impulse und lebhaft fördernde Mitwirkung empfangen, oder die nicht in ihrer Verkörperung in Vereinen, Congressen, Wanderversammlungen aller Art vorzugsweise gern und oft Leipzig aufgesucht und in seinen Räumen sich heimisch gefühlt hätte.

Leipzig ist nicht die Hauptstadt Sachsens, aber es ist, wie ein unvergeßliches Wort aus königlichem Munde noch unlängst ihr bezeugt hat, in gewichtiger Hinsicht eine Art von Neu-Vorstadt, in mannigfachen Richtungen führend und tonangebend selbst über die Grenzen des kleinen Landes hinaus. Und es ist dies Alles, wie derselbe erlauchte Gewährsmann rühmend bekundete, vor Allem durch den regen kräftigen Sinn seiner Bürger und durch den bewährten Geist seiner communalen Selbstverwaltung. Sogar in einem Blatte, dem, obwohl

es den Namen Leipzigs an der Stirn trägt, doch eine Voreingenommenheit für diese oder gegen die Schwesterstadt an der Elbe Niemand schuldgeben wird, ward mit aner kennenswerther Unbefangenheit als die Signatur Leipzigs das kräftig schöpferische Jünglings- und Mannesthum, als die Dresdens mehr die harmlos genießende Kindheit und das beschauliche Alter bezeichnet.

Mancherlei Vorzüge, theilweise selbst erworben, theilweise durch die Gunst der Verhältnisse und die umsichtige Fürsorge der Regierung ihm zugewendet, treffen in Leipzig zusammen: die vortheilhafte Lage als ein Kreuzungspunkt zwischen dem Norden und dem Süden, dem Osten und dem Westen Deutschlands, ein altbegründetes Handelswesen und ein ebenso altbegründeter Ruf als Ausgangs- und Mittelpunkt vielseitiger, fruchtbarer wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Bestrebungen durch seine Hochschule, seinen weit- hin beherrschenden Buchhandel, seine berühmten Institute für Musik.

So ward Leipzig früh eine kosmopolitische Stadt, vielleicht die am meisten kosmopolitische in Deutschland, während es zugleich in neuerer Zeit eine der am zweifellosesten nationale im ganzen Reiche ist.

In die Vergangenheit einer solchen Stadt zurückzugehen, zu sehen, was früher anders war und wie aus dem Damals das Jetzt sich entwickelt hat, muß sicherlich ein hohes kulturgeschichtliches Interesse bieten. Versuchen wir es denn, soweit der Umfang quellenmäßiger Nachrichten es ermöglicht und der freilich beschränkte Raum eines Artikels in diesen Blättern es gestattet!

Beginnen wir mit der äußeren Physiognomie der Stadt! Wir brauchen nicht allzuweit zurückzugehen, um uns anschaulichst zu überzeugen, welche bedeutende Fortschritte im Laufe der letzten Jahrzehnte in Bezug auf Bauten und Anlagen Leipzig gemacht hat. Wählen wir einen einzelnen Punkt, allerdings den Glanzpunkt der Stadt, den Augustusplatz, der mit seinen vielen stattlichen, zum Theil prächtigen Gebäuden und seinen großen, regelmäßigen Raumverhältnissen fast jedem öffentlichen Platze in jeder deutschen Stadt sich an die Seite setzen darf, die meisten davon, selbst in vielen der größten Städte, hinter sich läßt. Wie sah er vor etwa anderthalb Menschenaltern, etwa im Jahre 1830 aus? Da, wo jetzt die Grimmaische Straße frei und offen auf den Platz mündet, streckte sich damals, die Aussicht verschließend und den Verkehr beengend, das alte düstre Thor weit hinaus, rechts und links von tiefen Stadtgräben flankirt, die sich rechts an und um die Erste Bürgerschule bis zum Petersthor, und weiter (wie noch heut) an die Pleißenburg, links zum Georgenhaus hinzogen. Wo heut das glänzende Café Felsche (beiläufig gesagt, glänzender in seinem Innern als irgend eines in Dresden und selbst in Berlin) in seine Räume oder unter seine Veranda einladet, stand damals der finstere Tezelturm, ein interessantes Denkmal allerdings einer hochwichtigen Zeit; neben ihm die noch nicht renovirte, kahl und hinfällig aus-

Schauende Paulinerkirche, von ihr rechts hin bis zur Bürgerschule, die nebst dem Teubner'schen Hause der einzige ansehnliche Bau war, der damals den Platz schmückte, an Stelle des heutigen, wenn nicht besonders architektonisch schönen, doch imposanten Augusteums nur die partie honteuse des damaligen quartier latin, eine lange, öde Mauer mit darüber hervorragenden Carcern, von wo aus eine muthwillige akademische Jugend den Verlust ihrer Freiheit sich damit zu versüßen suchte, daß sie mit allerhand losen Reden, Rufen, auch Gesängen und mit sonstiger Kurzweil den Platz darunter unsicher machte; weiterhin Gartenmauern von gleich unscheinbarer Außenseite.

Daselbe wenig ästhetische Schauspiel wiederholte sich links gegenüber, wo der ganze Raum zwischen Poststraße und Grimmaischem Steinweg, den jetzt das prächtige Reichspostgebäude einnimmt, durch eine lange Mauer ausgefüllt wurde, an deren Ende ein kleines ärmliches Gasthaus, der weiße Schwan, sich befand, eine Unzierde des selbst damals immerhin ansehnlichen Platzes, deren Beseitigung lange an der Hartnäckigkeit der bejahrten Eigenthümerin des Hauses scheiterte.

Nur in Einem hatte der damalige „Grimmaische Platz“ einen Vorzug vor dem heutigen Augustusplatz — in den Augen des Freundes der Natur wenigstens und des Menschenfreundes, — darin nämlich, daß statt der weiten, wüsten Sandfläche, die heut den Schönheitsfussinn und bei grellem Sonnenschein auch den äußern Sinn des Auges verlezt, bei Windeswehen Staubwolken aufwirbelt und damit die Lungen gesundheitsgefährlich anfüllt, damals wohlthuendes Grün von Bäumen und von Rasen theils ganz nahe an den Platz heran, theils stellenweise über diesen selbst hin sich erstreckte.

Noch ein Jahrzehnt weiter zurück, in den 20er Jahren, zog sich jenseits des Stadtgrabens in weitem Gürtel um die Stadt, auch nach Westen hin, noch der enge „Zwinger“, den untern Theil der Häuser von der Außenwelt absperrend und den freien Zutritt der Luft hemmend.

Ganz anders freilich noch ist der Abstand, wenn wir uns mit einem starken Sprunge etwa um anderthalb Jahrhunderte oder etwas darüber rückwärts versehen — in die Zeit, wo Leipzig nach den furchtbaren Verheerungen und Drangsalen des 30-jährigen Krieges wieder gleichsam Athem zu schöpfen und neue Kraft zu neuem Aufstreben zu sammeln begann. Leipzig war damals noch, was in früherer Zeit alle Städte, zumal alle größeren, waren — entsprechend ihrer ursprünglichen Bestimmung und Entstehungsweise — ein nach allen Seiten befestigter, für die damaligen Verhältnisse der Kriegsführung verteidigungsfähiger Ort. So erscheint es uns auf den alten Bildern der Stadt aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, starrend von Ringmauern und Bastionen oder Basteien, rings umgeben von wassergefüllten Gräben, über welche nur einzelne hölzerne, leicht abtragbare Brücken den Zu-

gang in die innere Stadt durch die entsprechenden Thore oder „Pfortchen“ vermittelten. Zwei solcher „Basteien“ ragten besonders hervor, die „Moritzbastei“, auf deren Grund heut die Erste Bürgerschule ruht, und die am Kanstädter Thore, welche 1766 dem damals neuen, jetzt alten Theater weichen mußte; zwischen beiden die eigentliche alte Festung, die Pleißenburg, damals — mit ihren Gräben ringsum und ihren von allen Seiten unnahbaren Bastionen — ein wirkliches Bedürfniß für die zur Abwehr nach außen gerüstete Stadt, jetzt — man weiß nicht recht, ob ein „Zwing-Leipzig“ oder nur ein Product und Denkmal von allerlei „Mißverständnissen“, jedenfalls ein sehr unbequemer Anachronismus.

Leipzig blieb Festung bis nach dem 7-jährigen Kriege. Da erst überzeugte man sich, daß bei der fortgeschrittenen Entwicklung des Kriegswesens und namentlich der Angriffswaffen, der Nutzen solcher Befestigungen, so weit sie nicht als wirklich feste Plätze einer größern Truppenmacht zum Stützpunkt dienten, nur sehr zweifelhaft, deren Nachtheil für die darin eingeeengte und dadurch selbst zu einem Kampfesobjecte gemachte Stadt ein unverhältnißmäßig großer sei. So begann man allmählig mit Abtragung der Festungswerke, Auefüllung der Gräben, kurz, Verwandlung der Stadt in einen offenen, an seiner freien Entfaltung nach außen und seiner Verschönerung nicht mehr gehinderten Ort. Schon 1766 ward die Kanstädter Bastei abgebrochen, um, wie erwähnt, das Theater dorthin zu bauen; das gleiche Schicksal hatte um wenig Jahre später, 1772, die Moritzbastei. Planmäßiger ging die Abtragung der Wälle und die Ebung des Bodens, der sich dann bald mit Anlagen, „Promenaden“, bedeckte, seit dem Jahre 1771 vor sich. Es scheint, als habe die Zeit furchtbarer Theuerung, die damals durch Mißerndte über Sachsen hereinbrach, den Rath der Stadt Leipzig veranlaßt, mit der Verschönerung der Stadt zugleich ein humanitäres Werk zu vollziehen und den hungernden Arbeitern Brod zu schaffen. Bis zum Jahre 1777 war ein großer Theil der Wälle in die Gräben geworfen und so der Zugang zwischen Stadt und Vorstadt geebnet.

An seiner innern Verschönerung hatte Leipzig indeß schon viel früher, trotz des noch vorhandenen hemmenden Festungsgürtels, rühtig zu arbeiten begonnen.

Wenig mehr als ein Menschenalter hatte genügt, um in dem durch den 30-jährigen Krieg direct und indirect so schwer heimgesuchten Leipzig den lange darnieder liegenden Handelsgeist und Gewerbefleiß aufs neue zu beleben und damit auch den gesunkenen Wohlstand wieder zu heben. Was von Sachsen im Allgemeinen oftmals gerühmt worden ist: „wenn man es auch ruiniren wollte, würde man es doch nicht können,“ das gilt von Leipzig insbesondere in vollem Maße. Nur etwa dreißig Jahre seit dem Ende des

furchtbaren Krieges und der Wiederherstellung des verkehrbelebenden Friedens waren verfloßen, so sehen wir in Leipzig die Baulust in großem Style sich regen, immer ein Anzeichen, daß eine Stadt über die erste Nothdurst hinaus zu dem Gefühle des Behagens und eines gewissen Ueberflusses gelangt ist.

Schon im 16. Jahrhundert hatte Leipzig sich mit mehreren großen und stattlichen Bauten geschmückt. 1556 war das Rathhaus, schon ein Jahr früher die Alte Waage, 1575 das Fürstenhaus entstanden — nicht zu vergessen den bereits 1530 gebauten klassischen „Auerbachs Hof“. Der letzte bedeutende Bau aus jener Zeit, kurz vor dem 30jährigen Krieg (1616) vollendet, war „Stieglitzens Hof“. Dann kam eine lange Zeit der schweren Noth, wo Muth und Kraft zu solchen Unternehmungen versagten. Aber schon 1680 baut sich die Leipziger Kaufmannschaft ihre „Börse“ (auf dem Naschmarkt) für jene Zeit gewiß ein luxuriöser und jedenfalls — wenn auch bei nur bescheidenen Dimensionen — ein geschmackvoller Bau in dem damals auch im Norden heimisch gewordenen italienischen Styl. Die beschädigten Kirchen werden restaurirt, ja die seit der Reformation zu weltlichen Zwecken verwendete Neukirche wird „auf das Anerbieten der Kaufmannschaft“ und mit Hülfe ihrer Beiträge 1699 dem Gottesdienste zurückgegeben. Im Jahre 1700 erhebt sich dann das „zur Zucht und Pflege“ bestimmte „Georgenhaus“, von damaligen Chronikern als ein „gar stattliches“ Gebäude gepriesen und als ein solches in der That selbst noch in die neueste Zeit hereinragend, ein Denkmal früherer Wohlhabenheit und zugleich Mildthätigkeit, dessen Verschwinden wir beklagen müßten, wenn nicht seine Stelle abermals durch einen stattlichen Bau, freilich in anderem, modernem Style ausgefüllt, sein wohlmeinender Zweck auf eine jetzt zeitgemäße Weise erreicht würde. Auch zwei andere Wohlthätigkeitsanstalten, das Jacobs- und Johannis-Hospital, wurden (1680 und 1744) theils erweitert, theils ausgebaut, beide heutzutage in vergrößerter und verschönerter Gestalt abermals umgeschaffen. Auch das Petersthor, das letzte der Leipziger Thore, welches dem modernen Freiheits- und Ausbreitungsdrange zum Opfer fiel, entstand 1719 und wurde 1723 zu der stattlicheren Gestalt ausgebaut, in der viele der Jetztlebenden es noch gesehen haben.

Während so die wiedererwachte Unternehmungslust und der mit dem verjüngten Wohlstande würdig schaltende Gemeinfinn für allgemeine Zwecke des Verkehrs, der Kirchlichkeit, der Wohlthätigkeit — nicht minder der Wissenschaft und der Kunst (durch den in dem alten Gewandhaus 1747 erbauten großen Bibliotheksaal und später, 1781, den schönen Concertsaal mit Deser's trefflichen Deckengemälden) zu sorgen bemüht war, trieb es auch die reicheren Privaten, in geschmackvollen und zum Theil großartigen Bauten den Sinn eines edleren Luxus zu entfalten. Im Laufe von 50—60 Jahren entstand eine Anzahl bürgerlicher Wohnhäuser und größerer, zugleich für Zwecke des

Handels bestimmter Häusercomplexe (sog. „Höfe“), von denen nicht wenige mit manchem adlichen, ja fürstlichen Pallast an Größe und auch wohl an Reichtum der Architektur sich messen konnten.

Leipzig gehört nicht zu den bevorzugten deutschen Städten, die, wie Nürnberg, Augsburg, Danzig, Hildesheim, Braunschweig, gleichsam Depostäre jener ältern ächtdeutschen Baukunst sind, die man früher die gothische nannte, jetzt richtiger die germanische nennt. Dagegen mag es wenige Städte in Deutschland geben, wo die Periode der spätern, allerdings schon meist zu dem sog. Rococo verbildeten, immerhin aber in großen, zum Theil prächtigen Stylverhältnissen sich bewegenden Renaissance so viele und reiche Spuren hinterlassen hat, und das in einfachen Privatgebäuden! Besonders ausgezeichnet durch solche Bauten war und ist noch heut, nächst dem Markt, die Katharinenstraße, die eigentliche Aristokratie unter den Straßen Leipzigs, aber auch Neumarkt, Petersstraße, Klostersgasse u. a. zeigen sporadische Denkmäler jener nach dem Großen und Glänzenden strebenden Baulust des vorigen Jahrhunderts.

Der Zeit seiner Entstehung nach das erste von jenen Gebäuden ist die 1691 begonnene, 1711 vollends ausgebaute „Feuerkugel“; dem Geschmack und Reichtum der Architektur nach das hervorragendste, das von dem damaligen Bürgermeister Romanus gebaute und lange Zeit nach ihm benannte Haus an der Ecke der Katharinenstraße und des Brühl. Dieses letztere freilich zugleich ein warnendes Denkmal, wie schon damals theilweise (was leider heut im Allgemeinen keine Seltenheit, doch aber gerade in Leipzig glücklicherweise verhältnismäßig eine solche ist) wirklicher Wohlstand und nachhaltiges Vermögen zu solidem Luxus mit aufgeblähtem Schein und schwindelhafter Ueberhebung sich nahe berührten. 1704 ward jenes stattliche Haus fertig; schon im Januar 1705 aber wanderte Romanus auf den Königstein, mehrfacher Schwindeleien und selbst der Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt und schuldig befunden. Schon während der Prachtbau emporstieg, bezeichnete ein dunkles Gerücht den Grund, worauf er ruhte, den Wohlstand seines Erbauers, als schwankend. Ein Nachbar des hoffärtigen Bürgermeisters, ein dürftiger magister Lipsiensis, der mit mäßigen Mitteln sich ein bescheidenes Häuschen gegenüber dem Romanus'schen Pallaste gebaut, schrieb damals eine kleine lateinische Schrift mit dem witzig zweideutigen Titel: *de stultitia Romanorum in aedificandis palatiis*. Damit nicht zufrieden, brachte er auf einem Vorsprung seines Häuschens das Standbild eines Männchens an, wahrscheinlich sein eigenes, welches warnend mit aufgehobenem Finger nach dem stolzen Bau hinüberdroht. Noch heut steht das Warnungszeichen da oben, von Wenigen wohl bemerkt, von noch Wenigeren nach seiner Bedeutung und Entstehung gekannt. Zunächst an das Romanus'sche Haus nach ihren Größenverhältnissen und der

Mannigfaltigkeit ihres architektonischen Schmuckes prangen die beiden Homann'schen Häuser, das eine, in der Petersstraße (1726 gebaut), noch heut den Namen seines Erbauers tragend, das andere, am Markt (schon 1709 entstanden), jetzt unter dem Namen des Neckerlein'schen bekannt; dann Kochs Hof (1737), Quandts Hof (1748), das „Kloster“ (1740), der „Kurprinz“ (1710 begonnen, aber erst 1754 ausgebaut), der „Silberne Bär“ (1764), die beiden schönen Häuser rechts und links von der Mündung des Böttcher-gäßchens in die Katharinenstraße (beide aus den 80er Jahren), u. a. m.

Alle diese Gebäude zeichnen sich aus durch einen mehr oder minder reichen Decorations Schmuck von Säulen und Pilastern, Laubgewinden oder Muschelwerk, allegorischen Figuren, Vasen u. dgl., meist in gefälligen Formen und in harmonischer Gliederung und Verbindung unter sich und mit dem Gebäude selbst. Viel weniger ist dies der Fall bei späteren Bauarten in ähnlichem Styl, z. B. dem 1793 entstandenen Place de repos. Hier erscheint das decorative Element vielmehr nur äußerlich angeflückt und sie gemahnen fast wie herausgeputzte Parvenus gegenüber dem soliden Wohlstande eines Mannes, welcher diesen in behäbiger und geschmackvoller Weise zur Schau trägt.

Die Lust an heitrer Pracht und durch Geschmack veredeltem Lebensgenuß, die sich damals in Leipzig regte — die natürliche Folge eines durch rührigen Erwerb entstandenen und stetig wachsenden Wohlstandes — fand sich indeß durch die eleganten Häuser und deren ebenmäßig glanzvolle innere Ausstattung innerhalb der Stadt nicht begnügt: es drängte sie auch hinaus aus der Straßen quetschender Enge, aus dem düstern Bann der Luft und Licht absperrenden Festungsmauern. Um dieselbe Zeit, wo Leipzig sich innerhalb seiner Wälle mit schönen Bauwerken schmückte, entstanden auch rings um die innere Stadt eine ganze Reihe von Gärten, in denen Kunst und Natur einander die Hand reichten. Die letztere freilich meist nach dem damals herrschenden französischen Geschmack zur Unnatur verkünstelt in steifen Hecken, langen, gradlinigen Gängen, verschnörkelten Boskets u. dgl. m., dazwischen Statuen nach antiken Mustern, gewöhnlich von sehr mäßigem Kunstwerth, aber auch Treib- und Gewächshäuser mit manchen seltenen Pflanzen und fremden Baumarten, daneben wohl noch Kunst- und Naturaliensammlungen, als Anzeichen des regen Kunst- und Natursinnes, wie er gerade den Trägern eifrigen materiellen Erwerbes, den vielgescholtenen „Geldprohen“, erfreulicher Weise so häufig eigen zu sein pflegt.

Alle diese Gärten, die seitdem lange Zeit in weitem Gürtel einen großen Theil der innern Stadt umspannten, ihr den Zugang der freien Luft sicherten und, da sie größtentheils mit dankenswerther Liberalität auch unbekanntem Besuchern offenstanden, der Bevölkerung die angenehme Abwechslung des Anblicks eines Stückchens frischer Natur gewährten — alle diese Gärten, von

Bosens, Rudolfs, Reichels, Lehmanns, Reichenbachs, dann Gerhards bis zu Köhrs Garten, sind einer nach dem andern dem unaufhaltsamen Expansions- triebe der Stadt und der mit diesem wuchernden Speculation zum Opfer ge- fallen; von allen diesen „Lungen“ besitzt Leipzig nicht eine mehr, und als ein immerhin zweifelhafter Ersatz mag lediglich das begrüßt werden, daß an ihrer Stelle zumeist lustige und schöne Straßen entstanden sind.

Aber noch viel weiter hinaus ging der Eroberungszug, den gleichsam der immerfort wachsende Wohlstand Leipzigs und das damit zugleich sich steigende Selbstgefühl der Leipziger begann. Und hier treffen wir auf eine Erscheinung von mehr als bloß ästhetischer oder socialer, von zugleich tiefgreifend politischer Bedeutung. In früherer Zeit hatten rings um Leipzig her, wie im Umkreis der meisten Städte, Familien des landfässigen Adels Jahrhunderte lang auf angestammtem Erbe gesessen. Namentlich die Herren von Dieskau, von Pflug, von Rüttichau waren bis ins 18. Jahrhundert herein hier reich begütert. Theils die Noth der Zeit, theils eignes Verschulden zwang aber viele dieser Adligen, ihrem Erbe den Rücken zu kehren, weil sie den übernommenen Besitz nicht zu behaupten vermochten. Manche davon zogen es vor, an den glän- zenden Hof August's des Starken sich zu drängen und im rasenden Wettlauf mit heimischen und fremden Standesgenossen um den Preis des Luxus und der Verschwendung den Erlös aus dem väterlichen Gute zu vergeuden; oder, durch glänzende und kostspielige Hofämter an den Hof gebannt, setzten sie ihr Vermögen zu, und mußten dann wohl oder übel ihren Besitz in andere Hände übergehen sehen. Als auf dem alten sächsischen Landtag zum ersten Mal der schüchterne Antrag auftauchte, daß doch gestattet werden möchte (was damals noch verboten war), adlige Güter auch an Bürgerliche zu ver- kaufen, da häumte sich der adlige Stolz auf gegen diese Gedanken. Aber nicht lange, so hat man selbst die Regierung um Beseitigung des Verbots, weil nur die Concurrenz der reichgewordenen Städter dem verarmten Adel eine leidliche Verwerthung seiner Güter verhieß.

So sehen wir denn auch in der nächsten Umgegend Leipzigs einen merk- würdigen Wechsel in dem Besitze der daselbst gelegenen Rittergüter sich voll- ziehen. Wir besitzen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine interessante Statistik der Rittergüter in einem ziemlich weiten Umkreis um Leipzig mit Bezug auf ihren Uebergang aus adligen in bürgerliche Hände. Da ist zuerst eine Liste von 46 solchen ehemals adligen Gütern, die bereits 1726 in die Hände theils von Privaten — Rathsherrn, Kaufleuten, Gelehrten — theils der Stadt Leipzig oder der Universität gekommen waren. Der Geh. Hofrath Bruner, der 1774 starb, besaß nicht weniger als fünf Rittergüter in der Nähe der Stadt. Homann, früher ein simpler Landsuhrmann, später Kaufmann in Leipzig, kaufte ein Duzend Rittergüter in der Nachbarschaft

zusammen. Eine zweite Liste führt 20 Rittergüter auf der südlichen Seite von Leipzig auf, welche 1744 größtentheils Bürgerlichen gehörten. Dieser Kreis bürgerlichen Großgrundbesitzes, dessen Mittelpunkt Leipzig ist, hat sich seitdem noch bedeutend erweitert und schließt jetzt die umfangreichsten und werthvollsten Güter, nicht bloß dieser Pflege, sondern nahezu des ganzen Landes, wie Breitenfeld, Salitz, Belgershain, Pomsen u. s. w., in sich.

Die Thorheit, daß einzelne solcher self-made men durch redlichen bürgerlichen Erwerb wohlhabend gewordene Geschäftsleute, sich adeln ließen, kam freilich schon damals vor.

Rehren wir von dieser Abschweifung in die Umgegend Leipzigs in die innere Stadt zurück, so nehmen wir mit Genugthuung wahr, wie mit der Bau- und Verschönerungslust der Privaten die Sorge für Verbesserung, beziehentlich Einführung solcher Einrichtungen Hand in Hand geht, die dem allgemeinen Nutzen, der Bequemlichkeit aller Bewohner, der Sauberkeit und Annehmlichkeit der Stadt dienen. Eine der wichtigsten dieser Einrichtungen war die Beleuchtung der Straßen und Plätze. Wir begreifen es heutzutage schwer, wie man ohne eine solche sich so lange hatte behelfen können. Allein selbst in viel größeren Städten, wie London, ward eine allgemeine Straßenbeleuchtung erst im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts (1690) eingeführt. Wien und Berlin erhielten eine wenigstens partielle ohngefähr um dieselbe Zeit, Hamburg etwas früher. Den übrigen deutschen Städten ging Leipzig mit dem Beispiel einer Straßenbeleuchtung, und zwar einer für damals ziemlich glänzenden, voraus (1701). Die Residenz Dresden folgte erst 1704, Frankfurt a. M. 1711; Kassel und Darmstadt, obschon auch Residenzen, mußten bis in die 60er Jahre warten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ein für jene Zeit so gewaltiger Fortschritt, als er ins Leben trat, ganz Leipzig in eine freudige Aufregung versetzte, es mit Stolz auf diesen Vorzug und mit Dank gegen den Stadtrath, dessen väterlicher Fürsorge man ihn verdankte, erfüllte.

Eine 1728 erschienene Schrift: „Verbesserungen Leipzigs“ spricht sich mit wahrer Verzückung so aus: „Gegen Abend um 8 Uhr obgedachten Tages ließ E. Hoch Edler Rath zu sonderbahren Wohlstand, wie auch Verhütung vieles Ungemachs und Unglückes, so bei finsterner Nacht sonst geschehen können, auff dem Markte und in allen Gassen und Straßen die aufgesetzten Dellampen in denen auff eigenen Pfählern postirten Laternen, derer 700 gezehlet werden, das erste mahl anbrennen. Diese anzuzünden, auszuleschen, mit Del zu versehen und stets rein und sauber zu halten, wurden 18 Personen dazu verpflichtet und angenommen, auch ihnen eine besondere Ordnung vorgeschrieben, zu welcher Zeit sie die Lampen anbrennen, putzen und wieder auslöschten sollten. Und hat man von Anno 1701 den 24. December als heiligem Christ-

Abende an, da sie zum erstenmale durch die ganze Stadt angezündet und gleichsam der Stadt als eine Christgeschenke (wie die Kinder zu reden pflegen) bescheeret wurden, nicht so viel Unglücke erfahren, als vor dieser Zeit, da im Finstern viele Bosheit kunte ausgeübet werden. Durch diese hochlöbliche Anstalt wurden nicht allein die Gassen illuminiret, und kunte man der Windlichter und Privatlaternen solcher Gestalt entrathen, sondern auch viele Sünden, sonderlich wieder das fünfte, sechste und siebende Geboth, merklich gesteuert und kräftiglich vermehret."

Noch viel emphatischer äußerte sich gleich damals (1701) eine Leipziger Stimme so:
„Deine klugen Väter haben Nacht-Laternen aufsetzen lassen.

Wer tadelt diese Anstalt?

Deine Schönheit muß auch in der Nacht gesehen werden,
Es muß bei dir auch in der Finsterniß Licht sein,
Die Kinder der Finsterniß scheuen dieses Licht.
Sie können dabei ihre bösen Werke nicht ausüben,
Dieses Feuer kann manches Liebesfeuer löschen.
Dieses Licht verfinstert die Wege der Diebe,
Ein unlebhaftes Ding kann alle Schläger von der Gassen treiben,
Diese Laternen sind die besten Nachtwächter.

Ich muß mehr sagen:

Izt präsentiret sich bey dir der Himmel auf Erden,
Diese Sterne leuchten heller als die Sterne des Firmaments.
Jene sind in der Nähe, diese in der Ferne;
So viel kann die Sorgfalt kluger Regenten ausrichten,
Es klage Niemand über die Unkosten!
Der Profit übertrifft dieselben.

Beglücktes Leipzig!

Steige immer höher in deinem Glanze!"

Es waren 700 Laternen auf Pfählen, welche durch die Stadt vertheilt angezündet wurden. Die Vorstädte scheinen damals noch leer ausgegangen zu sein, denn es findet sich eine Verordnung aus jener Zeit gegen das Fackeltragen in den Vorstädten als feuergefährlich. Man mußte sich in den Vorstädten mit Laternen helfen oder in der Finsterniß sich weitertappen — auf die Gefahr hin, in Pfützen zu fallen oder auf den ungeebneten Straßen seine gesunden Gliedmaßen zu riskiren.

Nicht weniger Anklang fand eine andere Anstalt, welche der Stadtrath bald darauf (1703) ins Leben rief und von der heut nur noch schwache Spuren existiren, die Sänften. Auch darüber hören wir eine zeitgenössische Stimme sich begeistert so äußern:

„So hat auch um diese Zeit ein hochlöblicher Magistrat die nützliche Anstalt gemachet, daß man um ein gewisses Trinkgeld von einem Ort zum andern, beides in der Stadt als Vorstädten, hat können getragen werden. Zu welchem Ende Hochermeldeter Senat gewisse Senften verfertigen und hierzu gewisse starke Leute zu tragen bestellen lassen. Welches Senftentragen den 29. Septembris dieses Jahres (1703) seinen Anfang genommen hat und bis dato, weil man dessen Nutzen, sonderlich die Befreyung von Winde, Regen und Schnee, Abreißung der Schuhe, Abheftung der Müdigkeit und Erspahrung der Carreten und Abwendung anderer Verdrüßlichkeiten, sehr merklich empfindet, continuiret wird, und bedienen sich derselben nicht allein die Staats- sondern auch gemeine Leute.“

Gegenüber diesen beiden wichtigen Verbesserungen mochte es als ein minder bedeutsames, obschon gewiß nicht unbemerkt gebliebenes Ereigniß er-

scheinen, daß 1701 die Nachtwächter in Leipzig die Hörner, mit denen sie bis dahin ihre Warn- und Wachrufe begleitet, in Schnurren verwandelten.

Seit länger schon besaß Leipzig außerhalb seiner Wälle, auf dem sog. Glacis, eine schöne Allee von Maulbeerbäumen und Linden, welche die innere Stadt von der Vorstadt trennte. Nach Niederreißung der Wälle und Ausfüllung der Gräben wurde jene Allee verbreitert und vergrößert. Bereits damals pflegte der Leipziger, wie aus zeitgenössischen Quellen zu ersehen, „um das Thor“ zu gehen. Aber auch damals schon fiel es den Fremden seltsam auf, daß die feinere Welt und insbesondere die Damen fast ausschließlich nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil dieser Promenade zu jenen Spaziergängen benutzten, wo sie *spectatum veniunt, veniunt, spectentur ut ipsae*, nämlich den Abschnitt zwischen dem Barfuß- oder Thomaspfortchen und dem Peters-thore — eine Sitte, die sich bis vor wenig Jahrzehnten erhalten hat. Als eine große Annehmlichkeit ward es empfunden, daß der allzeit auf das Wohl seiner Bürger bedachte Stadtrath 1725 auf diesem Theil der Promenade Bänke zum Ausruhen anbringen ließ. „Die ums Thor gesetzten Bänke,“ rühmte wiederum jene Stimme, „morauf die Spaziergehenden nach Gelegenheit sich setzen und unter den schattenreichen Linden erquicken können, geben abermals die Liebe E. Hochedlen Rath's gegen eine getreue Bürgerschaft satzsam zu erkennen.“

Schon 1663 hatte der Rath für die Summe von 15,000 Thaler das schöne große Gehölz unweit der Stadt, das „Rosenthal“, käuflich erworben. 1704 ward der erhöhte Weg gen Gohlis hin angelegt, der noch heut der Hauptspaziergang für die zahlreichen Besucher des Rosenthals ist. Etwas später wurden in den Wald, der damals auch noch die große Wiese bedeckte, jene sternförmigen Durchsichten ausgehauen, die jetzt leider etwas verwachsen sind, und, um diese Durchsichten besser genießbar zu machen, ward in der Mitte ein ziemlich hohes Gerüste errichtet, (es sollte ein Lusthaus darauf gesetzt werden, welches aber nicht zu Stande gekommen zu sein scheint), auf welchem man (wie es in einem Aufsatz aus dem Jahre 1728 heißt) „rundherum durch die Aleen, deren jede einen besonderen Ort im Prospective hat, sehen kann: „Durch die eine die Stadt Leipzig um die Gegend der Festung Pleißenburg; durch eine andere den sogenannten Ruhthurm, wo E. Hochedlen Rath's Oberförster wohnt, und also weiter Lindenau, Leuzsch, Gohlis, Euteritsch, Pfaffendorf u. s. w., wodurch die Gemüther derer um diese Gegend Spazirengenden ungemein erlustret werden.“

Auch noch in anderen Beziehungen bewährte schon in jener frühen Zeit Leipzig den rühmlichen Ehrgeiz, anderen Städten möglichst voranzugehen, mindestens nicht dahinten zu bleiben. Schon 1704 begann man hier mit Anlegung eines Schließensystems, welches dann in längeren Zwischenräumen (1722, 1744) weiter ausgebildet, endlich 1784 vollendet ward, so daß es die ganze Stadt durchzog. Reisende rühmten daher die Reinlichkeit Leipzigs namentlich auch im Vergleich zu Berlin. Eine regelmäßige Pflasterung finden wir seit 1740; ja auch für ein ordentlich eingerichtetes Flußbad — um den häufigen Unglücksfällen beim Baden in den Flüssen abzuhelpen — sorgte der Rath im Jahre 1774.

Eine Bequemlichkeit, die man heutzutage kaum mehr schätzt oder überhaupt beachtet, weil man sie für selbstverständlich ansieht, erhielt gleichwohl Leipzig (wie wahrscheinlich auch andere Städte) erst ziemlich spät, gegen Ende des vor. Jahrhunderts, nämlich die regelmäßige Bezeichnung der Häuser durch Nummern. Leipzig als lebhafter Handelsplatz, mußte, namentlich in den Messen, wohl schon früher das Bedürfniß empfinden, Fremden das Auffinden der Häuser, wo sie Geschäfte zu besorgen hatten, zu erleichtern. Daher die Sitte,

auch Privathäuser durch Namen, auch wohl durch entsprechende Embleme zu bezeichnen, eine Sitte, die namentlich auf dem Brühl, wo früher der Hauptmeßverkehr stattfand, sehr häufig war und die sich bis heut in einer Anzahl solcher Namen, wie die drei Schwanen, die Tanne, der goldene und der silberne Bär u. s. w. erhalten hat.

Kann man es den Leipziguern verdenken, wenn sie schon damals stolz auf ihre Stadt und voll großer Anhänglichkeit an dieselbe waren? Sie hatten das erhebende Gefühl, durch eigne Kraft, durch Emsigkeit und Betriebsamkeit für dieselbe mehr als selbst in viel größern Städten bis dahin geschehen war, zur Verschönerung gethan, und auch der umgebenden Natur, die Leipzig in mancher Hinsicht stiefmütterlich behandelt, das Menschenmögliche abgewonnen zu haben. Man ward in diesem Selbstgefühl bestärkt durch die vielen Fremden, welche bei längerem oder kürzerem Aufenthalt in der Stadt ihr Behagen daran nicht verbargen und Leipzigs Vorzüge im übrigen Deutschland und selbst im Ausland ausbreiteten. Ward doch Leipzig im vorigen Jahrhundert während seiner Messen nicht bloß von Handeltreibenden aus allen Ländern (denn es war damals noch die Vermittlerin zwischen dem Osten und Westen, zwischen dem Orient und Frankreich und England), sondern auch von Leuten von Stande, Fürsten, Grafen und Edelleuten, vielfach besucht. Es war lange Zeit förmlich Mode, daß hier die vornehme Welt sich Rendezvous gab. August der Starke insbesondere pflegte regelmäßig mit großem Hofstaat wenigstens während einer oder der anderen Messe in Leipzig zu verweilen und andere Fürstlichkeiten entweder als seine Gäste oder durch sein Beispiel ebendahin zu ziehen. — Herr v. Köllniz in seinen Memotren erzählt, er habe im Jahre 1709 zur Neujahrmesse gleichzeitig in Leipzig den König Friedrich I. von Preußen, den König und die Königin von Polen (August den Starcken und seine Gemahlin) und 44 Prinzen und Prinzessinnen aus regierenden Häusern gesehen. Die königlichen Majestäten waren in dem Apel'schen Hause (auf der Poststraße) einlogirt gewesen, wo August der Starke jedesmal wohnte, wenn er in Leipzig war.

Die Leipziger hatten von diesen fürstlichen Besuchern mancherlei Kurzwel. Da gab es alle Abende italienische Opern mit fremden Künstlern, z. B. der berühmten Labella, daneben französische Comödie in den drei Schwanen, (letztere von 2—4 Uhr, erstere um 5 Uhr Nachmittags), auch „Wiener Comödianten“ mit ihrem famosen Hanswurst, später eine einheimische Gruppe unter Direction der bekannten Neuberin — zur Abwechslung bisweilen sogar eine Bärenheze in umschlossenem Raum auf dem Brühl, woran August der Starke besonderen Geschmack fand. Für den Charakter der Leipziger war dieser häufig wiederkehrende Verkehr von Fürstlichkeiten in ihrer Stadt weniger günstig: es zeigt sich in dem damaligen Leipzig ab und zu etwas von jener Unterthänigkeit gegen Fremde und heimische Vornehme, jenem zitternden Respect vor Rang und Macht, jener Titel- und Stellensucht, womit in Residenzen so leicht das Bürgerthum angekränkelt wird und womit namentlich auch Dresden unter den polnischen Augusten leider nur zu tief inficirt ward. In Leipzig, der immer kräftiger aufblühenden Handelsstadt, war dies indeß nur ein fremder Tropfen im Blut, den es glücklicherweise bald wieder austieß. Zu wirklicher Servilität ließ es das wohlberichtigte Selbstgefühl eines wohlhabenden, der eignen Kraft vertrauenden Bürgerthums wenigstens nachhaltig nicht kommen. Der damalige Rath der Stadt Leipzig erfreute sich in Folge von allerhand Verträgen mit der Regierung in Dresden dieser gegenüber einer Unabhängigkeit, fast möchte man sagen Selbstherrlichkeit, die in jenen Zeiten eines fast unbeschränkten Absolutismus, wo das fürstliche

Tel est notre plaisir alles galt, doppelt verwundernswerth ist. Leider nur machte eben diese Selbstherrlichkeit sich auch der Bürgerschaft gegenüber oft in ziemlich schroffer Weise geltend, weil sie auf Privilegien ruhte, die nach der einen wie nach der andern Seite ihre unantastbare Geltung hatten, während heut Unabhängigkeit und freie Bewegung der städtischen Selbstverwaltung zwar vielleicht eine weniger juristisch fest verbrieftete Form, dafür aber eine desto breitere moralische Grundlage hat in der freien Uebereinstimmung einer mündigen Bürgerschaft mit ihrem Gebaren.

Doch wir sind von unserem Thema einigermaßen abgekommen. Wir wollten hier zunächst nur schildern, wie der Leipziger schon im vorigen Jahrhundert sich mit der ganzen äußeren Einrichtung seiner Stadt zufrieden, auf deren Vorzüge stolz und für das, was nach dieser Seite geschah, und dessen wir allerdings viel, dem Rathe, von dem allein damals alles dieses ausging, erkenntlich bezeugte. Einzelne derartige Kundgebungen, gleichsam Ausschreie des Entzückens über einzelne Verbesserungen der Stadt, haben wir oben schon mitgetheilt: zum Schluß mögen hier noch ein paar allgemeine Schilderungen Leipzigs folgen. Sie gehören beide der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an, wobei bemerkt sein mag, daß für die erste Hälfte, ja schon für das erste Drittel des Jahrhunderts rühmliche Ereignisse für die den Fremden auffallende schmucke und wohlhabige Physiognomie Leipzigs vorhanden sind in den schon erwähnten Memoiren des Herrn von Köllnitx (aus dem Jahre 1734), wie der poetischen Schilderung, die Zacharia in seinem „Renommisten“ (1744) von Leipzig giebt. Die hier angeführten Aussprüche rühren augenscheinlich von eingeborenen Leipzigern her. In einer Schrift: „Die Geschichte der Stadt Leipzig“ aus dem Jahre 1778 heißt es mit einer fast komischen Emphase: „Leipzig (gehört Europa an, liegt im Lande Meissen unter dem himmlischen Zeichen des Stiers, in einem ebenen, flachen Felde, an einem schönen, lustigen, fruchtbaren Orte, ist viereckig und hält im Umfang 8954 Ellen. Die Stadt hat 4 Thore und 3 Pfortchen; in der Ringmauer sind zu finden 945 Häuser und 36 Gassen, groß und klein.“ Viel breiter ergeht sich im Lobe der Stadt nach ihrer Lage und Beschaffenheit eine andere Schrift: „Beschreibung Leipzigs“ (1784). Diese läßt sich darüber so aus: „Ueberhaupt ist Leipzig auch schon seiner Lage wegen, eine der schönsten Städte von Deutschland, und hätte ihr die Natur noch Berge gegeben, — aber dieser Wunsch ist zu poetisch, — so würde sie sich über alle ihre Schwestern erheben. Man wird an keinem Orte so viele Abwechslungen in nahen und fernen Spaziergängen, und eine so große Anzahl von prächtigen und reizenden Gärten antreffen, welche sehr oft den Reisenden länger in dieser Stadt halten, als er sich vorher vorgesetzt hat. Rings umher liegen die anmuthigsten Dörfer, welche fast alle mit einer Anzahl von schönen und den Geschmack der Stadt verkündigenden Sommerhäusern versehen sind, wo sich die reichere Klasse der Einwohner die mildere Jahreszeit über aufzuhalten pflegt. — Und daß eine schöne Gegend einen großen Einfluß auf den Character seiner Bewohner hat, davon giebt Leipzig den stärksten Beweis, und so ist sie auch schon von dieser Seite würdig, ein Tempel der Musen zu sein. Winkelmann sagt von ihr, daß unter allen Universitäten Deutschlands Leipzig noch die einzige sei, welche sich einer schönen und bequemen Lage freuen könnte. Ich sage hier nicht mehr von meiner schönen Vaterstadt, als was schon vor fast vierhundert Jahren Papst Alexander IV. von ihr sagte, als er ihre Universität bestätigte. Leipzig ist eine große und volkreiche Stadt, die in einer fruchtbaren Gegend und unter einem gemäßigten Himmelsstriche liegt, für eine große Menge Einwohner Nahrungsmittel zur Genüge hat und

mit allem, gleichsam als ein Acker, den Gott vorzüglich gesegnet, versehen ist, deren Bürger und Einwohner höfliche und wohlgesittete Leute sind; auch ist die Stadt ringsherum mit reizenden und angenehmen Gegenden umgeben. Zu allem diesem kam noch die Kunst und umpflanzte die Stadt mit Lindenalleen und Maulbeerbäumen, welche den vorzüglichsten Spaziergang der Einwohner ausmachen. Ueberhaupt scheint die ganze Gegend umher sich zu einem Garten zu vereinigen und Leipzig das Lusthaus darinnen zu sein.“ So viel über die äußere Physiognomie des „alten Leipzig.“ Von seinen innern, namentlich den socialen und sittlichen Zuständen in jener früheren Zeit vielleicht ein anders Mal!
R. W.

Zu den kirchlichen Fragen in Preußen.

Bei der Wichtigkeit, die nicht nur für Preußen, sondern auch für die Fortentwicklung der evangelischen Kirche in ganz Deutschland der bald dort zusammentretenden Generalsynode beizumessen ist, können wir nur dankbar das Unternehmen zweier Bonner Professoren begrüßen, die mit warmem Herzen und praktischem Geschick sich der Erörterung der auf ihr zu lösenden Fragen unterzogen haben. Das erste Heft der von ihnen herausgegebenen „Synodalfragen“*) beginnt mit einem Aufsatz von Prof. v. d. Goltz, der nachzuweisen sucht, daß die beabsichtigte gemeindliche Organisation der evangelischen Landeskirche in Preußen trotz der ungünstigen politischen und kirchlichen Lage gerade jetzt eine unabweißbare Nothwendigkeit sei; daß sie trotz der in der Kirche existirenden Spaltungen und Gegensätze für die zunächstliegende Aufgabe ein erreichbares Ziel sei. Dazu thue aber Noth, daß die bevorstehende Generalsynode sich auf die ihr zunächst gestellte Aufgabe beschränke, die Fragen über Bekenntniß und Union, Lehrnorm und Kirchenzucht zc. bei Seite lasse, und nur ein definitives Organ für die Landeskirche schaffe und seine Competenz nach der Seite der Provinzialgemeinde wie gegenüber der Kirchenregierung richtig abgrenze.

In einem zweiten Aufsatz behandelt dann Dr. Wach „die rechtliche Stellung der außerordentlichen Generalsynode“ und weist nach, daß dieselbe nicht nur eine beratende, ein Gutachten abgebende Versammlung sein dürfe, sondern daß sie eine durch die Mitwirkung des Kirchenregiments beschränkte constituirende Gewalt haben müsse; außerdem wird das richtige Verhältniß der Provinzialsynoden zur Generalsynode klar gelegt.

Endlich führt uns in einem dritten Aufsatz Prov. Dr. Beyschlag mit der ihm eignen Gewandtheit den Entwicklungsgang der deutsch-evangelischen Kirchenverfassung von 1817 — 1873 vor — es ist dieses ungemein anziehende Geschichtsbild also nicht auf Preußen beschränkt, sondern umfaßt alle Ereignisse im Verfassungsleben der einzelnen deutschen Landeskirchen. Auch wer dem diese Darstellung begleitenden Urtheil nicht überall beistimmt, wird für die geschichtlich klare Entwicklung und Zusammenstellung dem Verfasser dankbar sein.

Wir behalten uns vor, auf die weiteren Hefte dieses neuen, durchaus unparteilichen und in freiester Form erscheinenden Unternehmens zurückzukommen, empfehlen daselbe inzwischen aber dringend der aufmerksamen Beachtung unserer Leser.
— 8.

*) Synodalfragen. Zur Orientirung über die bevorstehende Generalsynode. Herausgegeben von Dr. S. Freih. von der Goltz und Dr. A. Wach. Erstes Heft. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. (Preis: 12 Sgr.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum.

Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Gützel & Begler in Leipzig.